Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 29 (1947)

Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 1. August 1947 — Erscheint jeden Freitag — 29. Jahrgang Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige, Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Bitte

Vor uns der Jammer,
Um uns die Not.
In uns das Dunkel,
Ob uns der Tod.
Und was wir bauen
Ein Hauch, ein Staub,
Und was wir lieben
Des Grabes Raub.
Das goldne Leben
Ein ekler Spott —
Hilf uns vom Tode
Du starker Gott!
Ach laß es tagen!
Laß endlich hell
Die Welt durchfluten
Den Sonnenquell.

Gottfried Bohnenblust.

Zur Bundesfeiersammlung

Die Bundesfeiersammlung ist dieses Jahr für die berufliche Bildung Gebrechlicher und für die Krebsbekämpfung bestimmt. Durch die berufliche Bildung Gebrechlicher sollen diese in ihrem Fortkommen behinderten Mitmenschen in die Lage versetzt werden, einen eigenen und für sie geeigneten Beruf zu erlernen, um sich eine Lebensgrundlage zu schaffen und in ihrer beruflichen Arbeit Freude und Genugtuung zu finden. Aus dem der Krebsbekämpfung zugedachten Ertrag der Sammlung sollen der wissenschaftlichen Krebsforschung vermehrte Mittel zugewendet und an die Behandlungskosten bedürftiger Krebskranker Beiträge ausgerichtet werden, nötigenfalls auch an die Familien der Kranken. Das Schweizervolk hat während des Krieges und nach dem Krieg immer wieder bewunderungswürdige Beweise seiner nie ermüdenden Großherzigkeit erbracht. Ich bin überzeugt, daß unser Volk auch bei der bevorstehenden Bundesfeiersammlung, die so edlen und so schönen Zwecken zugedacht ist, die gleiche Hochherzigkeit wiederum bekunden wird. Von ganzem Herzen empfehle ich die Sammlung dem Wohlwollen und der Hilfsbereitschaft aller Eidgenossen.

Philipp Etter, Bundespräsident

Heimat

Zum 1. August 1947

El. St. Es ist beinahe nicht zu glauben, daß heute schon wieder unser Bundesfeiertag angebrochen ist, daß heute Abend schon wieder die Glocken über das ganze Land, von Berg zu Tal, von Stadt zu Land klingen werden, um das Loblied des Vaterlandes zu singen.

Sachlich und nüchtern, wie der Schweizer nun einmal ist, feiert er diesen Festtag vorerst mit der Erledigung von mindestens einem halben Arbeitstag, um erst am Nachmittag und gegen den Abend einer festlichen und weihevolleren Stimmung das Recht zu geben, an die Stelle des Alltags zu treten. Dann aber, wie mit einem Schlag zieht über das ganze Land eine festliche Frohheit, eine freudige Dankbarkeit und überall fühlt man es: heut ist hohe Zeit!

In Dörfern und Städten sammelt sich die Bevölkerung, um im Schein der Fackeln und Funken und mit den obligaten Fröschen und Schwärmern zwischen den Beinen vaterländische Lieder und eine patriotische, rück- und ausschauende Rede anzuhören, die ihr einmal mehr zum Bewußtsein bringen soll, für wie Vieles wir auch im vergangenen Bundesjahr unserem Herrgott zu danken haben. Wenn wir auch, wie vor einem Jahr ein Gefühl der Bedrückung angesichts der allgemeinen Weltlage, der ergebnislosen Konferenzen, der Sabotieverei so vieler guter Vorschläge und Absichten nie ganz los wurden, so durften wir Schweizer doch wieder ein Jahr lang ungestört arbeiten und ein wenig am Aufbau der Welt mithelfen. Es soll nicht ein Rühmen sein dessen, was wir nun, wenn wir heute jener gedenken, die in nicht erlahmender Ausdauer immer wieder die guten Kräfte des Landes zum Ausharren aufrufen um unsere Hilfe an das darbende Ausland weiterleiten zu können: Rotes Kreuz, Schweizerspende, Evangelisches Hilfswerk, Caritas, Arbeiter-Hilfswerk und wie sie alle heißen mögen. Wir gedenken der erfolgreichen Arbeit des Hilfswerks der Schweizerfrauen und wissen, daß wir immer und immer wieder aufgerufen werden, in unserer Hilfsbereitschaft nicht müde zu werden. Das politische Bundesjahr hat mit dem Resultat der Abstimmung am 6. Juli über die AHV. eine ganz eigenartige Prägung erhalten. Allen pessimistischen Voraussagen, und allen Unsicherheiten zum Trotz hat das Schweizervolk in noch nie dagewesener Prägnanz den Beweis erbracht: „Wir *sind* ein Volk von Brüdern". Mit der Annahme dieses großen Sozialwerkes hat es bekundet, daß es in zwei Weltkriegen etwas gelernt hat; nämlich, daß unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit letzten Endes davon abhängt, daß unser Staat jedem seiner Bürger wirklich zur *Heimat* wird, in der er sich behütet und geborgen fühlt, so daß sich größere Opfer für die Lebenssicherheit jedes Einzelnen lohnen und im Notfall sie auf Leben und Tod zu verteidigen. Wohl scheint es jetzt, daß bei den Beratungen über die Ausführung des Gesetzes Spannungen entstehen zwischen Bund und Kantonen, denn wir dürfen uns der Tatsache nicht verschließen, daß jedes solche Gesetz auf eidgenössischer Grundlage wieder ein Eingriff ist in unser föderalistisches System, dem doch unsere Heimat soviel an Kraft, Originalität und bodenständiger Vaterlands-Verbundenheit verdankt. Es gilt ganz gewiß vorsichtig zu sein in diesen Fragen, das Hoheitsrecht der Kantone nicht zu vergewaltigen, denn bald sieht unser geliebter Föderalismus aus wie ein gerupftes Huhn, dem eine Feder um die andere ausgerissen wird bis es so weit ist, daß es in der Pfanne eines eidgenössischen Centralismus geschmort werden kann. Da heißt es sicher aufpassen, und auch bei uns Frauen muß gegen die Tendenz gekämpft werden um gewisser allgemein menschlicher Ideal-Forderungen willen Rechte und Pflichten und Freiheiten der souveränen Kantone leichtfertig zu opfern. Ein Bundesstaat wie der unsere kann nur in Frieden und Eintracht gedeihen und auch in schwersten Tagen unverbrüchlich zusammenhalten, wenn die Souveränität jedes einzelnen Kantons so weit *als irgend möglich* anerkannt und respektiert wird. Auch das Wirtschaftsgesetz, dessen Annahme weniger überwältigend war, wird solche Probleme aufrollen.

Interessant war, und das sei am heutigen Tage noch kurz festgehalten, die Stellungnahme des Kantons *Obwalden* zur AHV. Und zwar besonders deshalb, weil es hieß, daß die Gegnerschaft hauptsächlich von einem Mann und Politiker ausgegangen sei, der in Bern in irgend einer Sache „wenig Gehör gefunden und schlecht behandelt worden sei." Wir Frauen haben das mit Staunen registriert, und wir erlauben uns wieder einmal mehr *ein sehr großes*, und wohl berechtigtes Fragezeichen hinter die berühmte *männliche Objektivität* —, mit der so viele umfelbständig denkende und allzubescheidene Frauen immer wieder geblufft werden, — zu setzen. Man hat keinen Erfolg mit einer Sache bei den Behörden und leitet sich das Recht ab, einen ganzen Kanton *gegen* ein notwendiges und segensreiches Sozialwerk aufzuwiegeln! Wo bleibt die Objektivität, dieses Vorrecht der männlichen, politischen Psyche, wo das Verantwortungsgefühl, die eidgenössische Solidarität? Niklaus von der Flüe hätte sicher Freude gehabt an seinen Obwaldnern — die ihm da wahrlich keinen Ehrenkranz auf seinen Altar gelegt haben.

Gewiß ist es schön und gut am ersten August all dessen zu gedenken, was uns als Volk und Einzelnen ein Jahr lang gelungen ist, was wir recht gemacht haben. Wichtiger aber ist es noch am all die großen Aufgaben zu denken, die auf uns warten. Da ist vor allem die zunehmende Verlotterung einer gewissen Jugend, der verheerende Einfluß der Barsitten auf Gesundheit und Moral, der zunehmende Verbrauch von Alkohol in jeder Form. Ja, mit anderthalb geschlossenen Augen und unverantwortlicher Toleranz schaut „man" höheren und niedereren Ortes zu, wie in verkleideter Form das alte, glücklich überwundene Absynth-Elend wieder zunimmt, ja großgezogen wird. Man hört von unglaublichen jugendlichen Verbrecherbanden und wohl jedes von uns spürt, daß es in all diesen Dingen vor allem um eines geht: um den persönlichen Einsatz, den persönlichen Einfluß. Es geht um den persönlichen Mut, überall wo Ungesundes, Dekadentes, Verfälschtes, Unechtes sich in unserem Kreis in irgend einer Form bemerkbar macht, dagegen aufzutreten durch das gute Beispiel. Weg mit ungesunden mondänen gesellschaftlichen „Moden", weg mit all den Hausbars, den ungesunden Trinksitten und Vorurteilen, an denen so viele zu Grunde gehen. So lange die Männer allein die Gesetze und Vorschriften machen, müssen wir Frauen umsomehr mit den moralischen Kräften arbeiten aus Liebe zu unserer Heimat und ihrer Zukunft.

Mehr noch als vor einem Jahr haben sich die Grenzen und die Wege ins Ausland geöffnet, und wir denken heute auch all der Auslandschweizer, die auf oft schwerem Posten all die Jahre gestanden sind und noch stehen. Wir gedenken all jener Kranken und Hilfsbedürftigen bei uns, denen unsere Augustgabe ihr Los erleichtern soll. Auch sie sollen es fühlen dürfen, daß wir wirklich ein Volk von Brüdern *sind*, gewillt einer des anderen Lasten und Sorgen tragen zu helfen. Wir wissen, daß heute in der ganzen Welt auflösende, zersetzende Kräfte am Werke sind, die glauben, die Menschheit dadurch einer besseren Zukunft zuführen zu können, indem sie niederreißen, was in generationenlanger, mühevoller Arbeit eine auf die christlichen Grundsätze gründete, demokratische Weltanschauung aufgebaut hat. Darüber müssen wir uns klar sein, daß eine Schweiz, die ihren Grundsätzen der persönlichen Freiheit, des gleichen Rechts vor dem Gesetz und der Unterordnung unter den Willen Gottes untreu werden sollte, sehr bald ihre Daseinsberechtigung als freies Volk verlieren müßte. Gewiß wird auch unser Volk noch manche alte Gewohnheit, manches alte Vorurteil revidieren müssen um in der Zusammenarbeit mit all den Völkern die guten Willens sind ein nützliches Glied zu werden. Aber das heißt noch lange nicht, daß Dinge, die sich im Lauf der Geschichte und durch eine lange Tradition für unser Eigen- und unser Zusammenleben mit anderen bewährt haben über Bord geworfen werden müßten, um anderen zu gefallen. Wie im Zivilleben für den Einzelnen, so ist es auch für ein Volk ein wichtig Ding „de rester soi même", die nötige Zivilcourage zu haben nach innen und nach außen. Daß diejenigen, die verantwortlich sind für die Gestaltung unserer inneren und äußeren Politik stets die Kraft und die Einsicht haben mögen zu dieser Haltung, und daß unser Volk, statt sich zu zermürben in Partei-, Interessen- und Weltanschauungs-Kämpfen geschlossen am seine wichtigsten Aufgaben, innen und außen trete, dazu möge der 1. August auch

6

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte

Von Jeremias Gotthelf

Die sitzende Lebensart, dazu die schweren Speisen der Landleute, welche sie, obgleich nicht schwer arbeitend, doch mitgenießen müssen, die kalten Füße, welche sie tagelang haben, oder die nassen, wenn sie am Morgen bei schlechtem Wege auf die Stör mußten, haben schon gar manche Näherin ins Grab gebracht. Es stockt das Blut, sein Umlauf usw. wird gehemmt, und böses Blut ist wohl die böseste Krankheit, führt bald zu langen Martern, bald zu schnellem Tode. Wenn dann zu diesem noch der Branntwein kommt bei einer Näherin, der das Blut so schwer und schwarz macht, wenn man ihn nicht herausschwitzen kann, so mag man sich denken, wo das hinausmuß.

Ich glaube nicht, daß alle Gläschen Branntwein schaden, ja, ich bekenne, daß ich zuzeiten selbst eins nehme, wenn es harter oder kalter Arbeit gilt oder an einem neblichten Morgen ein langes Wässern; und daß er mir da übel mache oder mich schwäche, habe ich nie empfunden. Aber wer eine Gewohnheit daraus macht, so verloren, ich glaube es; wer die Gewohnheit bereits hat, muß ganz aufhören, halb kann er nicht, ich glaube es; und wer ein Stubenhocker ist, eine sitzende Lebensart führt, ein auf einen Fleck bindendes Handwerk, der soll den Branntwein, überhaupt starke Getränke bleiben lassen, sonst ist er verloren, ich glaube es. Ein Schmied zum Beispiel kann ertragen, was einen Leber tötet.

So scheint es mir mit dem armen Stüdeli zu gehen; es scheint mir bereits das Leben aus seinen äußern Teilen zu weichen, die Hände sehen so kalt und steif aus, daß es einem schaudert bei dem Anblick. Es schüttelt mich bei dem Gedanken, daß es mich anrühre, so eiskalt kommen sie mir vor.

Das Traurigste von allem aber ist, daß das sein Verderben fühlende Stüdi das ihm anvertraute Lehrmädchen auf die gleiche Weise ins Verderben zieht, wie es selbst hineingezogen worden ist.

Bäbeli ist eine Tochter rechtschaffener Leute und wußte von dem allem nichts, was es jetzt mitmacht. Die Leute wollten diese Tochter das Nähen lernen lassen; es käme ihr immer kommod, meinten sie. Sie hatten gehört, daß Stüdi eine gute Näherin sei, dem weitern frugen sie nichts nach. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie Kinder angesteckt und verdorben werden.

Ja, Gott ist groß, wie der Türke sagt. und es muß etwas Herrliches in der menschlichen Natur liegen, und Gott muß, wie der schöne Glaube sagt, mit einem jeden Kinde einen Engel auf Erden senden, daß bei der fürchterlichen Sorglosigkeit so vieler Eltern noch soviel Gutes am Menschen geblieben ist. Treibt einer ein Handwerk gut, oder führt er ein gut Mundwerk, man vertraut ihm ein Kind an und frägt nie, ob er das große, allen Menschen aufgegebene Handwerk verstehe, aufzuerbauen das Ebenbild Gottes in seiner eigenen Erscheinung. Tausenden würde man keine hundert Franken ohne Unterpfand und Bürgschaft anvertrauen, aber ein Kind übergibt man ihnen mit Leib und Seele ohne Bedenken.

Ja, schlechten Meistern, denen alle Partikularen in einer Gemeinde keinen eigenen Schuh anvertrauen würden, vertrauen ganze Gemeinden mit Leib und Seele ihre Kinder an. Man sinnet nicht, was es dem Menschen hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele. Man sinnet nicht, wie schwer das Beispiel einwirkt, und wie zart eine Kinderseele für fremde Eindrücke ist. Man sinnet nicht, daß der eine verlorene Seele bleibt, der vollkommen nähen oder schmieden kann, aber an den neuen Menschen, der in Christo uns vorgebildet ist, keine Hand zu legen weiß.

Darum auch wendet man viel größere Sorgfalt auf die Anlegung der Kapitalien als auf die Unterbringung der Kinder. Auf himmelschreiende Weise schickt man Kinder ins Welschland, und himmelschreiend bringt man sie im eigenen Kanton unter, und zwar nicht aus Bosheit, sondern weil man wohl Aecker kennt und Wiesen, Pferde und Kühe, aber nicht der Seele Natur und Wesen, und weil man töricht wähnt, weil man Aecker kenne und Wiesen, Pferde und Kühe, kenne man auch der Seele Natur und Wesen. Aber doppelt töricht ist die Obrigkeit zu nennen, welche diesen Wahn nicht nur bestärkt, sondern in demselben vorangeht. Da muß wohl, was oben sein soll, unten kommen, die Seele in den Staub, während die Füße gen Himmel gabeln.

So hatten auch Bäbelis Eltern nicht darauf geachtet, was Stüdi neben seinem Nähen treibe, hatten ihm das Kind übergeben und die Hälfte des Lehrgeldes vorausbezahlt, und wahrscheinlich nun die andere Hälfte auch. Und wenn sie jetzt schon allerlei bemerken sollten, Bäbeli müßte doch bis ans Ende der Lehrzeit bleiben, damit man am Gelde keinen Schaden leide und an nichts Schaden leide, was man sich ausbedungen hat. So nun muß Bäbeli mitmachen, was seine Meisterin macht. Es muß Branntwein trinken, muß bei Stüdis Kiltern schlafen, kann daneben auch seine eigenen haben im gleichen Bett, kann mit ihnen treiben, was es will, oder muß mit sich treiben lassen, was sie wollen, wenn es nicht will ausgelacht sein. So geht das arme Kind einen traurigen Weg, wahrscheinlich seinen Todesweg, und es weiß es nicht. Es hat nichts in sich, das es aufhält, es findet außer sich keine Hand, die es zurückreißt, es wird vorwärts getrieben wider Willen. Es schüttelt sich, wenn es Branntwein trinkt, es weint sicher an manchem Morgen über die vergangene Nacht, und doch trinkt es Branntwein und meidet die bemeinten Nächte nicht, das arme, arme Kind!"

Es müsse doch schauderhaft schlecht im Kanton Bern aussehen, sagte ich; eine solche Verdorbenheit finde man nirgends. Nun begreife ich, warum es so kunterbunt hergehe daselbst und man allenthalben anfange, ihn zu verachten und für den schlechtesten zu halten. An andern Orten sehe man doch zu den Kindern, und wo man sie hintue.

He, das glaube er nicht, sagte mein feinem Wasser noch immer zusehendes Bäuerlein; er glaube dsGunteräri, man sei an vielen andern Orten noch viel schlechter, aber weniger aufrichtig. Er habe mir unverblümt sein volles Herz geleert. Ich hätte ihm vernünftig und teilnehmend geschienen, und da hätte er mir nicht an den Hosen geschmöckt, ob ich ein Zürcher oder

dieses Jahr die Gewissen und den guten Willen jedes Schweizers und jeder Schweizerin wecken mit seinen Lichtern und Feuern, seinen Reden und seinen Fröschen: Diese alle sollen uns Symbol sein für ein weiteres Jahr voll Kraft und Liebe, voll Mut und Freudigkeit im Dienst der Heimat.

Zwischen Blumen und Insekten

Zum 300. Geburtstag der weltberühmten Basler Künstlerin Sybilla Merian

Ein eigenartiger Zauber geht vom Namen dieser aus Basel stammenden Künstlerin aus, ein Zauber, gewoben aus Duft von Blumen und dem Zirpen von Insekten, dem ihr Pinsel in unvergleichlicher Schönheit vor über 250 Jahren dauerndes Leben gab. Wohl waren ihr selbst damals ihre in Kupfer gestochenen und kolorierten Bilder nur Anschauungsunterricht, mit dem sie ihre Forschungsergebnisse über die Metamorphose der Insekten sichtbar machen konnte, die Lebensbedingungen der kleinen und niedrigen Kreatur aufzeigen wollte. Wir Menschen der Gegenwart sehen aber in ihren bunten Kupferstichen mehr als Anschauungsunterricht, sondern erleben diese Blätter als Kunstwerke, die uns immer und immer wieder gefangen nehmen.

Schlagen wir ihre beiden Hauptwerke auf, die kostbar illuminierten Exemplare, welche von den Besitzern als große Kostbarkeiten gehütet werden, so erschrecken wir fast vor der echten und naturalistischen Lebendigkeit Maria Sybilla Merians mit welcher sie jene Wesen dargestellt an denen wir nur allzugerne achtlos vorübergehen und ihre Schönheit nicht beachten. Ihre Raupen, Puppen, Motten und Schmetterlinge sind mit einer zarten Anmut dargestellt, ihre Lebensbedingungen mit einer Treuherzigkeit gezeigt, daß man unmittelbar angerührt wird. In dieser schönen Welt wird Sybilla Merian weiterleben, mag die wissenschaftlich-entomologische Forschung über ihre Erkenntnisse längst hinweggeschritten sein, so steht sie mit ihrem beachtenswerten Werk doch am Beginn der Schweizerischen Naturforschung und sie war eines jener bedeutsamen Bindeglieder in der Kette wissenschaftlicher Erkenntnisse, vor allem eben für ihre Zeit, das 17. Jahrhundert, wurde sie doch von dem großen schwedischen Naturforscher Karl von Linné in seinem Werk mit Achtung und Anerkennung bedacht.

Mit einer für ihre Zeit und vor allem für ihr Geschlecht erstaunlichen Gründlichkeit widmete sich diese Frau der Erforschung der Insekten. In Jahrzehnten trug sie zusammen, was sie erschlossen hatte. So studierte sie zum Beispiel fünf Jahre lang die Lebensgewohnheiten und die Verwandlungen der Seidenraupen, dann erst legte sie ihre Beobachtungen schriftlich nieder. Mit unermüdlichem Eifer fütterte sie ihre Insekten in Kästen und Körben, fing und pflegte was ihr zugänglich war. Wie sehr ihr die Erforschung der Insektenwelt Lebensaufgabe geworden war, beweist der Umstand, daß sie sich bar jeden männlichen Schutzes als Zweiundfünfzigjährige in Amsterdam einschiffte, um mit einem Segelschiff eine Reise nach Niederländisch Westindien zu unternehmen und die Reihe der Beschreibungen einheimischer Insekten nun mit derjenigen der exotischen Welt fortzusetzen. Das Ergebnis des zweijährigen Aufenthaltes ist die „Verwandlung surinamscher Insekten", das ihren Weltruhm noch verbreitern sollte. In diesem Werk gab sie der Welt zum ersten Male in anschaulicher Weise einen Begriff von der erstaunlichen Schönheit tropischer Falter, Blumen, Früchte wie Ananas und Banane. Die äußeren Lebensumstände dieser Frau sind für das 17. Jahrhundert so ungewöhnlich wie ihr Werk. Als Tochter des berühmten Basler Kupferstechers und Verlegers Matthäus Merian, der nach Frankfurt a. Main ausgewandert war und dort seine prächtigen Ansichten europäischer Städte herausgegeben hatte, die vom nämlichen Kulturgeschichtlichen Interesse sind wie die Arbeiten seiner Sybilla, wurde sie 1647 geboren. Ihren ersten zeichnerischen Unterricht empfing sie von ihrem Stiefvater Anselm Morels und der väterliche Verlag, der nicht nur Topographien deutscher Städte, sondern auch Kupferstiche zu medizinischen und naturkundlichen Werken herausgab, vermittelte dem aufgeschlossenen Mädchen mancherlei Anregungen. 1665 heiratete sie den Nürnberger Maler Andreas Graff, dem sie zwei Töchter gebar. In Zusammenarbeit mit ihrem Gatten gab sie im Eigenverlag ihr erstes großes Werk „Der Raupen wunderbare Verwandlung" im Jahre 1679 heraus, das mit 50 handkolorierten Kupfern versehen war. Nach zwanzigjähriger Ehe trübte sich das anfängliche Glück und Sybilla verließ mit ihren beiden Töchtern ihren Mann, um sich nach Holland zu begeben. Und in dem damals sehr seetüchtigen Land kam sie zum ersten Male mit den Produkten und Erzeugnissen aus den Kolonien in Berührung. Eine Sammlung exotischer Schmetterlinge des Amsterdamer Bürgermeisters Witsen begeisterte sie dermaßen, daß in ihr immer stärker der Wunsch auftauchte das Wunderland der Tropen selbst aufzusuchen, und dort die kleinen Welt der Insekten nachzuspüren. Ausgerüstet mit neuen Kenntnissen, die sich bei dem damals bedeutendsten holländischen Insektenforscher Jan Swammerdam (1637—80), erworben hatte, schiffte sie sich 1699 mit ihrer Tochter Johanna in Amsterdam ein und gelangte nach zweimonatiger beschwerlicher Seereise nach Surinam, wo sie zwei Jahre lang der herrlichen Pflanzenwelt, den Schmetterlingen, Schlangen, Spinnen und tropischen Insekten nachspürte, mit ihrem Stift getreulich alles auf dem Papier festhaltend. 1707 gab sie, nach Europa zurückgekehrt, ihre Studien in ihrem Meisterwerk „Metamorphosis Insectorum Surinamensium" heraus, dem nach der lateinischen Ausgabe noch nach ihrem 1717 erfolgten Tode solche in holländischer, deutscher und französischer Sprache folgten, damit ihren europäischen Ruhm begründend. Das erstaunliche Zukunftwort ihres Vaters: „Mein Andenken wird nicht untergehen, denn man wird einst sagen, das ist Merians Tochter"! ging damit in Erfüllung, und der bekannte Schriftsteller und feinsinnige Naturschilderer Friedrich Schnack sagte nicht zu Unrecht: „So haben denn auch Jahrhunderte die Lebenskraft ihres Surinamwerkes nicht auslöschen können. Es wird noch lange, wenn nicht für immer, einmalig bleiben, als ein wahres Wunderbuch der Tropen, als ein Buch der Tropenwunder!"

Gaby Mathys

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Ueber die Zweisprachigkeit im frühen Kindesalter

„Hélène viens ici, mer gönd go poschte", so hörte ich letzthin auf der Straße eine wohl in Zürich gut akklimatisierte welsche Mutter ihrem etwa 4jährigen Töchterlein zurufen. Was das Maitschi geantwortet hat, weiß ich nicht, hoffentlich ist die Antwort nicht ebenso zweisprachig ausgefallen. Mir kam, als ich weiterging, eine Diskussion in den Sinn, die vor Jahren einmal zwischen einigen Psychologen und Pädagogen stattfand über das Thema: Ist es günstig für die Kinder, wenn sie schon vor den Schuljahren neben ihrer Heimatsprache noch eine Fremdsprache erlernen? Die Meinungen waren geteilt, sie wurden heftig gegeneinander verfochten. Die eine Gruppe verneinte, die andere bejahte die Frage. Die Neinsager urteilten etwa so:

Es ist unnatürlich, wenn kleine Kinder schon angehalten werden, sich in zwei Sprachen auszudrücken. Es kamm Fälle geben, wo es sich nicht umgehen läßt, aber man sollte im allgemeinen nicht für eine so frühe Zweisprachigkeit eintreten. Der Mensch kann nur ein Vaterland, nur eine Heimat und auch nur eine Muttersprache haben. Die ersten Kinderjahre sind von entscheidendem Einfluß auf die gemütlichen Beziehungen. Wer in jenen Jahren, in denen die Muttersprache zum vollen Besitz eines Menschen werden soll, zwei Sprachen sprechen lernt, wird zu keiner eine rechte Beziehung bekommen, ja, er wird keine richtig beherrschen lernen. Den Kindern wird also mit einer so frühen Zweisprachigkeit kein Dienst erwiesen, ihnen vielmehr etwas vorenthalten — jene innige Beziehung zur Muttersprache, die einen Menschen durch sein Leben begleiten wird. Sie werden Dilettanten in beiden Sprachen bleiben. Gewiß, der Dilettantismus kann vielleicht recht weitgehend überwunden werden, sodaß es für Außenstehende den Anschein hat, als würden beide Sprachen ausgezeichnet gesprochen. Aber der Betreffende selbst wird in späteren Jahren in gar nicht wenigen Fällen zugeben, daß ihm die feinere Beherrschung einer Sprache fehlt. die derjenige besitzen kann, der eine Muttersprache hat. Außerdem, meinen diese Neinsager, scheint es uns, daß das Nervensystem dieser Kinder dadurch zu stark in Anspruch genommen wird gerade in jenen Kinderjahren, in denen die Fülle der Eindrücke der Außenwelt ohnehin eine große Bewältigungskraft vom jungen Erdenbürger verlangt. In jenen Jahren kann es also eine zu große Belastung bedeuten, wenn das Kind zwei Sprachen zu sprechen hat, selbst wenn es den Anschein hat, als ob die Bewältigung dieser Aufgabe spielend und ohne Anstrengung geschähe. Solange wir nicht wissen, daß nicht Nachteile dadurch entstehen, möchten wir uns nicht zu Empfehlung der Zweisprachigkeit im frühen Alter entschließen.

In der Tat, sagte die andere Gruppe, können wir nicht beweisen, daß eine Ueberanstrengung sicher nicht eintritt. Wir können nur sagen, daß wir viele Fälle kennen, wo uns scheint, daß eine solche Ueberbelastung nicht eingetreten ist. Wenn wir für die Zweisprachigkeit sind, dann jedenfalls nur für körperlich und geistig gesunde Kinder. Außerdem können aufmerksame Eltern es doch bemerken, falls das Kind Zeichen geistiger Ermüdung oder zu großer Anspannung zeigt. Die Befürwortung setzt also voraus, daß die Eltern die Kinder besonders gut beobachten. Aber einer generellen Ablehnung der Zweisprachigkeit wollen wir uns nicht entschließen. Die Vorteile für das heranwachsende Kind sind doch sehr groß. Nie wieder lernt der Mensch eine Sprache, die korrekte Aussprache usw. so gut und schnell wie in den frühen Kinderjahren. Das Gehörte scheint sich wie auf einer bisher noch unbeschriebenen Tafel dem kindlichen Gehirn einzuprägen. Allerdings bleibt diese Einprägung nur durch die Wiederholung im täglichen Leben erhalten. Ich kannte einen jungen Mann, der von Schweizer Eltern in Japan geboren war. Seine Eltern verstanden kein Wort japanisch. Aber das Kind hatte eine japanische Kinderfrau, mit der es ebenso gut japanisch wie mit den Eltern Schweizerdeutsch sprach. In seinem 4. Lebensjahr zog die Familie wieder in die Schweiz, die Kinderfrau blieb in Japan zurück und der Knabe vernahm nie mehr ein japanisches Wort. Als er als junger Mann wieder einmal japanisch hörte, hatte er keine Erinnerung mehr daran, daß er diese Sprache je gehört, geschweige denn selbst gesprochen hatte.

Der Gedanke des Dilettantismus in beiden Sprachen und seine Nachteile lehnten die zweite Gruppe ab. Sie meinte, daß er durch die Beschäftigung mit der Hauptsprache in der Schule wieder wettgemacht würde und daß doch erst in der Schulzeit, sich die Beherrschung der Sprache allmählich entwickelt. — Wenn das Kind früh mit zwei Sprachen bekannt gemacht wird, so erlaube man sich jedenfalls nicht, in einem Sprachgemisch mit ihm zu sprechen. Sonst wird das erwachende Sprachgefühl geschädigt und einer Verunklärung des Ausdrucks der Boden bereitet.

Bis zu einem gewissen Grade wächst das Deutsch-Schweizerkind zweisprachig auf, denn neben dem Schweizerdeutsch hören und sprechen viele von ihnen schon vor der Schulzeit das Hochdeutsche. Aber die einheimische Sprache ist doch dem Hochdeutsch so nahe verwandt, daß wir nicht von einer wirklichen Zweisprachigkeit reden können.

In unserer Zeit, da die räumlichen Entfernungen immer kleiner zu werden scheinen, ist die Kenntnis fremder Sprachen für die jungen Menschen von großer Wichtigkeit, ganz besonders in der vielsprachigen Schweiz. Zwar übertreibt die kluge Französin Madame de Stael, wenn sie schreibt: „Un homme qui sait 4 langues vaut 4 hommes." Aber neben dem Wert für das wirtschaftliche Fortkommen bereichert diese Kenntnis auch außerordentlich die menschliche Persönlichkeit. Goethe sagte einmal: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen." Erst die fremde Sprache macht hellhörig für die Möglichkeiten der eigenen und läßt die Vorzüge derselben erkennen. Eine Sprache als Vorzugs- und Muttersprache sollte also der Mensch haben, denn heute vielleicht mehr wie je gilt das Wort Gottfried Kellers:

Volkstum und Sprache sind das Jugendland
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien.
Wenn sie verschlagen sind auf fremden Strand.

Ln.

Politisches und Anderes

Mensch und Maschine

Im ganzen Lande ist die Bestürzung ob dem furchtbaren Eisenbahnunglück bei Einsiedeln groß. Zehn Familien betrauern ihre Toten und viele Menschen sind schwerverletzt, von Sachschaden nicht zu reden. Es scheint zuzutreffen, daß ein Bahnbeamter „vergaß", daß sich auf der eingeleisigen Strecke ein Zug nahte, einem andern Zuge das Ausfahrtssignal gab und damit das Unglück hervorrief. Der Mann hat seinen Dienst während 17 Jahren tadellos versehen, und jetzt — ein Versagen so tragischer Art. Eine winzige Stockung vielleicht in seinem Denk- oder Reaktionsvermögen, vielleicht unter dem Einfluß der großen Hitze ... wer kann es sagen? — Wir aber sehen, daß in dem komplizierten technischen Gefüge und bei ausgeklügelten, technischen Sicherheitsvorrichtungen, die Leistung des Menschen immer noch ausschlaggebend beteiligt ist. Und wir gedenken dankbar mit Hochachtung der Tausenden von verantwortlich tätigen Eisenbahner, deren präzise Leistungen tagaus, tagein die Vorbedingung zur Bestleistung im schweizerischen Verkehrswesen sind.

Ist das nötig?

Der Walliser Regierungsrat hat dem Verkehrsverein Crans s/Sierre Erlaubnis erteilt, einen Spielsaal zu eröffnen, wo das Boule-Spiel unter gewissen Bedingungen gestattet sein wird. Dazu wird bemerkt, daß der Kanton seit der Schließung des Spielsaales in Sazon keinen solchen mehr habe. Der arme Kanton! Als ob weniger Kurgäste das schöne Wallis ohne Spielsaal aufsuchen würden. Vielleicht legt man Wert darauf, die Leute von Campione hierher zu verleiten, damit das Geld im Lande bleibe? Stehen Verkehrsinteressen wirklich höher als der Schutz schwacher Menschen vor der Versuchung, sich und andere unglücklich zu machen?

... „Der Moor kann kommen!"

Mit erheblichem rednerischem Schwung haben seinerzeit Parlamentarier erklärt, es sei untragbar die verheiratete Frau im Staatsdienst zu lassen. Man sah in Zeiten großen Angebotes in ihr die Konkurrentin des Mannes, versteckte aber solche Argumente mit den so beliebten und nicht immer richtig plazierten Argumenten des Familienschutzes. Jetzt, bei großen Lehrermangels wegen tönt es anders: Wie vorher in Zürich und Genf, hat nun auch in Bern der Gemeinderat beantragt, man solle den Beschluß betr. Verbot des Doppelverdienertums sistieren. Man begründet den Antrag damit, daß bei den Lehrkräften namentlich ein starker Mangel an Lehrerinnen besteht, sodaß die kant. Erziehungsdirektion den Gemeinden die Wiedereinstellung verheirateter Lehrerinnen empfiehlt. Da jedoch auch auf andern Gebieten Mangel an Arbeitskräften besteht, will der Gemeinderat die Aufhebung des Doppelverdienerverbotes auch auf andere Personalkategorien ausdehnen. — „Der Moor kann gehen, der Moor kann kommen.", ganz wie der Arbeitsmarkt jeweils beschaffen ist, so werden Gesetze gemacht und sistiert. Statt daß man der als tüchtig befundenen berufstätigen Frau selbst überläßt, zu wissen, ob sie ihr Können besser im Berufe oder in ihrer Hauswirtschaft einsetze. Viele Frauen werden, wenn sie freie Kräfte haben, gerne dem jetzigen Rufe folgen; man lasse aber diese Gelegenheit nicht unbenutzt verstreichen, der Oeffentlichkeit zu sagen, wie falsch und der Frau unwürdig, ein solches Absetz- und Rückruffspiel ist.

Die böse Weinsteuer

Kürzlich sprach sich der Verband schweiz. Weinimporteure gegen die Getränkesteuer aus. Er ging so weit, zu behaupten, „daß eine zufällige fiskalische Belastung im vorgesehenen Ausmaß eine derartige Verteuerung des Weines zur Folge hätte, daß die behördlichen Anstrengungen zur Senkung der Lebenskosten illusorisch gemacht würden." (!) Aber wir erfahren andererseits, daß 1946 nicht weniger als 1 272 000 Hektoliter Wein eingeführt wurden, mehr als je, und 477 000 Hektoliter mehr als 1945. Es fieht also nicht so aus, als fehlte Trinkfluft oder Geld. Und wir vernehmen auch (natürlich nicht von den Importeuren), daß der Importwein per Hektoliter nur 120 Franken kostete. Wenn wir nun auch noch Zoll und andere Abgaben zurechnen, so bleibt doch eine so große Differenz zwischen Import- und Restaurantpreis, daß offenbar der Geminn — auch bei einer Getränkesteuer — wahrlich nicht gefährdet sein würde.

E. B.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

ein Genfer oder ein Baseler sei, sondern nur aufrichtig seine Meinung gesagt. Er wisse wohl, daß wir Berner hierin dumm seien; Zürcher und Aargauer täten ganz anders, die wüßten das Ding besser anzukehren und jeden Fremden zu überreden, Teufelsdreck rieche bei ihnen geradeso wie an andern Orten Küchli und Eiertätsch. Was die Berner in Mißkredit bringe, sei nicht das Volk, sondern das Ghüder, das immer obenauf schwimme, wenn man die Masse aufrühre, in ordinären Zeiten bilde es den Bodensatz; solches Ghüder setze sich aber bald wieder zu Boden, man brauche nur ein wenig ruhig zu sein und aufzuhören zu guseln und umzurühren. Das müßten die Teufels Buben aber wohl, darum guselten sie immer und rührten beständig von neuem auf.

Nein, das sei es nicht, sagte ich; ich wüßte das Volk wohl von einigen Trinkern zu unterscheiden, aber nirgends hätte ich noch von solchen Dingen gehört und gelesen noch fünf Mädchen hinter einer Maß Branntwein gesehen.

„Daß Ihr gerade diese fünf Mädchen gesehen, ist ein Zufall, Herr, und daß Ihr mich getroffen, der ich kein Blatt vor dem Maule habe, ist ein noch größerer Zufall, Herr. Daß Ihr an andern Orten nichts solches gesehen oder gelesen wundert mich nicht, denn ihr Herren Reisende und ihr in schwarzen oder guttuchenen Kutten wisset nicht, was vorgeht im eigentlichen Volke. Dem Volke verstehen gar wenige in die Augen zu guggen, so recht aufs Leder hinein. Ich nehme kein Blatt vors Maul, Herr, das habt Ihr gehört! Aber ich kenne auch Welsche und Freiburger, Aargauer und Zürcher, Kantönler und Landschäftler, kenne besonderlich die Länder; aber ich tauschte wahrhaftig nicht mit ihnen und unsere Mädchen nicht an die gwadeten Ländermädchen und noch an manche andere nicht. Aber wir Berner sind halt zu aufrichtig und sagen es laut, wie wir sind; da schließen dann die andern herzu und schreien: „Lofit, lofit, säyt ers nit selber!" und verdrüllen uns dann in der ganzen Welt."

„Ja, aber auch nichts habe ich gelesen, das dem gleichet, was von euch zu lesen steht," sagte ich.

„Die, welche schreiben können," sagte er, „kennen gewöhnlich das Volk nicht, und wenn sies auch kennen, so sind sie eben nicht aufrichtig; was können wir dafür, daß wir solche unter uns haben, die uns kennen von oben bis unten und hinten und vorne und schreiben können und dazu aufrichtig sind und, was sie kennen, geradeheraussagen. Ist das eigentlich nicht eine Sache, deren wir uns rühmen sollen, die uns vor andern bevorzuget. Herr! Und daß wir solche aufrichtige Menschen nicht totschlagen, sondern uns gerne von ihnen den Spiegel vorhalten lassen, ist das nicht ein Zeichen, daß wir zur Besserung reif sind?"

Das Bäuerlein war warm geworden, und ich fand für gut, abzubrechen, und bat es, daß er mir auf dem Heimweg noch Lifiis Geschichte zum besten geben möchte. „Eigentlich sollte ich nicht," sagte er, „wenn es so gemeint ist, daß Ihr nur fraget, um uns Bernern es aufzurupfen. Und doch will ich es tun, aber mit der Vorrede, die Ihr zu Hause prüfen möget, daß Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist, prüfen, ob Ihr diesen auch schon getan habt.

Lifi war ein Prachtmeitschi von Jugend auf und eines Vorgesetzten Tochter. Unsere verstorbene Frau Pfarrerin, ein ehemaliges vornehmes Granggelbei, welche vier gelbgrüne Grieggles von Mädchen hatte, schlank wie Hafestecken, meinte oft, Lifie sehe gar so gemein aus, es sei schade um dasselbe, sonst wäre es ein gutes Mädchen. Es leuchtete wie die Gesundheit selbst und war immer drei Zoll größer als die größten Kinder seines Alters. Es war auch ein herzgut Kind, und wo es jemand einen Gefallen tun konnte, scheute es keine Mühe; wo es einem Armen eine Wohltat erweisen konnte, da mußte sie erzwungen sein; wo es jemand bei Vater oder Mutter gebest reden konnte, sparte es weder Worte noch Flattieren. So ward es billig der Stolz der Eltern und der Liebling aller Leute. Wenn man das lustige Lisi von weitem sah, so lachte einem das Herz im Leibe, und ich glaube nicht, daß ein einziger Mensch ihm diese allgemeine Liebe vergönnt hat.

Einzig dem Schulmeister war Lisi nicht ganz recht. Es trieb in der Schule alles mögliche, nur mit dem Lernen mochte es nichts zu tun haben, und der Schulmeister wollte behaupten, es mache sich immer näher zu den Buben, als es nötig sei; aber es achtete niemand seiner viel.

Als es vierzehn Jahr alt war, starb in schneller Krankheit seine Mutter. Sie war eine brave Frau gewesen, hatte das Hauswesen meistens geführt, da ihr Mann viel abwesend war, und die Kinder zum Bleiben gehalten; freilich das Bessere im Menschen zu hegen und zu pflegen, hatte sie nicht Sinn, nicht Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludmilla Holzer-Lentner aus Wien

hat während des ersten Weltkrieges als Kriegskind in der Schweiz gelebt, jetzt hat sie sich im Saal des Lyceumclub einem geladenen Publikum als reife Künstlerin vorgestellt, deren Namen „draußen" schon längst Geltung hat. Sie ist nicht etwa eine von vielen Pianistinnen, denn sie unternimmt es, ihrem Publikum die vorgetragenen Werke durch das Wort näher zu bringen. Da sich ihr Programm aus vielgespielten Werken zusammensetzt (bekanntestes von Grieg, Chopin, Liszt) scheint dies Verfahren zunächst überflüssig. Aber man muß es erlebt haben, wie ihr liebevolles, durch Wissen fundiertes Eingehen auf die Umstände der Entstehung und mutmaßliche Stimmung des Tondichters und ihre Verwirklichung im Tonbild den abgestumpftesten Hörer aufrüttelt und zum Mit-sehen zwingt. Ihre eindringliche, poetische Betrachtung hält sich ebenso fern von billigem Anekdotenkram, wie von lehrhaftem Formelwesen. Wer hielte es für möglich, Griegs „Hochzeitstag auf Troldhaugen", oder Liszts zweite „Ungarische Rhapsodie", (die einem im Traum vorkommen kann!), wie etwas Neues erleben zu dürfen? Doch dem ist so! Die Pianistin, durch ihr eigenes Wort befeuert, profitiert vielleicht zuweilen auf dem Klavier etwas stark, aber sie schafft auch eine Rhythmik von ungeahnter Schärfe. Nachahmen kann man Ludmilla Holzer nicht, denn zu ihrer Besonderheit gehört sowohl Wissen, wie dichterische Phantasie, und die Gabe der eindrucksvollen, freien Rede!

A. Rauer.

Spanisches Frauentum

Ein kleiner Beitrag aus seiner Geschichte

Von Dr. Otto Kübler, Madrid

(Schluß.)

Und als der Strom von einwandernden Frauen aus Spanien zunimmt, die nicht mehr alle wie bisher vom Fleck weg geheiratet werden, als das Problem der ledigen, unfreiwillig ehelosen Frauen die Behörden beschäftigt, da entstehen von heute auf morgen Asyle, Herbergen und vor allem Frauenklöster, wo rührige Hände pflegen, helfen und unterweisen, gute Sitte und echte Frömmigkeit stiften, wo Frauen im Habit unerschrocken und oft von niemand fast begleitet über rauhe Strecken wandern und reiten, frei von aller Zimperlichkeit und doch gebunden, wo es rings oft noch sehr ungebunden zuging. Und bald, überraschend bald werden diese Nonnenklöster in Mexiko und Peru, in Guatemala und Kolumbien eben auch Stätten der geistigen Blüte. Nicht nur eine Sor Juana Inés de la Cruz mit ihren „4000 Freunden", den 4000 Büchern ihrer Privatbibliothek, nein, noch manch andere bedeutsame Frau in geistlichem und weltlichem Gewande wartet auf den Tag, da diese Schätze gehoben und ein sehr wenig bekanntes Kapitel der spanischen Frauenseele in Amerika geschrieben wird.

Und nun zum Schluß noch ein kurzer Blick auf das gemaltigste und verlockendste Gebiet unseres Erdballs, auf die unermeßlich weiten Wasserwüsten des Pazifischen Ozeans. Eine spanische copla singt:

„El demonio son los hombres
según dicen las mujeres
y por eso quieren ellas
que el demonio se las lleve."

In freier Uebersetzung:

Alle Männer sind vom Teufel,
wie die holden Frauen sagen,
und just darum wollen diese
sein vom Teufel fortgetragen!

In der Tat, selbst hier, wo es am allergefährlichsten und waghalsigsten zuging, wollten diese Frauen von ihren Teufelsmännern mitgenommen sein! Als Balboa nach seinem denkwürdigen Marsch über die Urwaldgebirge Nicaraguas als erster den Pazifik gesichtet, in ihn hineingeschritten und im Namen des Königs von ihm Besitz ergriffen hatte, da wölbten sich die ungeheuren Flächen zu noch völlig unbekannten Horizonten einsam empor. Wer die erste weiße Frau war, die diesem Phänomen in die Augen schaute, weiß man nicht. Tatsache ist, daß auf jenen lächerlich kleinen, gebrechlichen und schwerfälligen Fahrzeugen, die seit den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts von den Küsten Mexikos und Perus abtiefen und sich tollkühn auf den Rücken des drohenden Ungetüms schwangen, immer auch Frauen dabeiwaren. Viele, viele dieser furchtlosen Naveganten, 80 Prozent von ihnen, hat das Ungeheuer verschlungen. Eine riesige Flotte spanischer Karabellen, Galeonen und Fregatten ruht auf dem Meeresgrund des „Stillen" Ozeans. Ganze Expeditionen, und mit ihnen unbekannt gebliebene, frühestе Entdeckungen, sind spurlos verschwunden. Da und dort, auf entlegensten Inseln, glaubt man später, die Spuren und Nachkommen spanischer Schiffbrüchiger beiderlei Geschlechts gefunden zu haben. Jedenfalls steht heute fest, daß innerhalb eines Jahrhunderts, von ungefähr 1520 bis 1606, der gesamte pazifische Ozean in allen seinen wesentlichen Teilen, Mikronesien, Polynesien, Melanesien, bis hin nach Neu-Guinea und selbst Australien, von den Spaniern entdeckt und erforscht worden ist, und zwar lange vor den andern seefahrenden Nationen. Bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts war der Pazifik ein spanisches Binnenmeer. Spätere englische, holländische und französische Namensgebungen verdecken allzu leicht diesen Tatbestand, zu dessen Aufklärung die Spanier selbst in vornehmer Zurückhaltung oder in berechtigtem Schmerz über den Verlust dieser von ihnen erschlossenen Welt am wenigsten beigetragen haben. Wie dem auch sei, wichtiger ist uns hier, daß nach den Schiffslisten, wie wir sie zum Teile noch in spanischen Archiven vorfinden, von Anfang an Frauen und Mädchen spanischer Abkunft an den Expeditionen teilgenommen haben.

Es ist auch heute im Zeitalter der Luxusdampfer schwer, sich das Wagnis auszumalen, auf das sich diese Argonauten damals auf Gedeih und Verderb einließen. Niemand zuvor hatte Wetter und Wind, Kurs und Kimmung erkundet. Viele deren Absahrt, nach „Testament und guter Generalbeichte", man in der Erinnerung trug, waren nie mehr wiedergekehrt. Die nautischen Instrumente waren denkbar primitiv. Die zurückgelegten Tagesstrecken, die „singladuras", wurden mehr oder weniger über den Daumen geschätzt, so daß man oft erst „beraten" mußte, wo man eigentlich sich befand und verhängnisvolle Irrtümer nicht ausblieben. Wohl konnte man die Breite, aber in keiner Weise noch die Länge berechnen. Die geographischen Begriffe und die wissenschaftlichen Theorien schwankten zwischen abergläubischen Vorstellungen und aufgeklärter Kalkulation. Die Dauer der Fahrt konnte niemand abschätzen. Sie konnte nur Monate, sie konnte aber auch Jahre dauern. Dabei war der Raum auf diesen besseren Kuttern mehr als beschränkt, auf das kleine und einzige Arbeitsdeck war das ganze Leben an Bord zusammengedrängt, zum Schlafen wurde eine Esparto-Matratze irgendwo auf die Bretter geworfen, allzu schnell verdarben Wasser und Lebensmittel in den heißen Zonen, hilflos war das leicht gezimmerte Oberschiff Sturm und Woge ausgesetzt, endlos schlichen die Tage und Monate in unentrinnbarer, durch die Entbehrungen oft gereizter und mürrischer Menschenschaft. Skorbut und Fieber wüteten im Leibe, Würmer wimmelten in Mehl und Speise, im Kiel fraß gefährlich schnell ein gefürchteter Bohrwurm, Brand und Durst, Hunger und Sturm und Seekrankheit erschöpften die Kräfte, Kranke und Sterbende konnten nicht abgetrennt werden, Schmutz und Unreinheit und böse Geschwüre wuchsen gigantisch an, wenn das kostbare, süße Naß zur Neige ging oder die Botticke zertrümmert lagen, bis endlich, endlich, wenn nichts Schlimmeres geschehen war, eines Tages der erlösende Ruf vom Mastkorb schallte: „Tierra a la vista! Cente por la playa!" Dann kam die Freude, aber auch die Gefahr der Begegnung mit Eingeborenen, deren Natur und Sprache man nicht kannte, deren Zeichen man leicht mißdeuten konnte und deren Denken oft unberechenbare Abgründe barg, so reizvoll und wundersam diese erste Begegnung zweier Welten auch gewesen sein mag. Oft ruhte Wind und Woge, aber keinen Augenblick die Gefahr.

Und alles das und mehr haben diese ersten weiblichen Zeugen einer wahrhaft einzigartigen und leider unwiederholbaren Begegnung ertragen, mit Gleichmut und Grazie, in Wehen und Wonnen, im wirbelnden Wechsel eines schenkenden, schäumenden und oft wieder wild zerschmetternden Geschicks. Auf diesen schwankenden Planken und verzauberten Inseln gebären sie ihre Kinder, mit ihren Säuglingen an der Brust finden sie oft schneller als Waffen und Diplomatie den Weg zu ihren braunen Schwestern der Südsee, in jenem naturhaften Bund des Muttertums, das über alle Grenzen gütig und gültig und ewig wohnt. Es gehört zu den lieblichsten Szenen, wie die Kinder zweier Rassen gegenseitig von Arm zu Arm, auch der Männer und Soldaten, wandern, wie die Frauen in staunender Bewunderung für einander die fremden haarflechten durch die Hand gleiten lassen, auf Farbe und Gewicht prüfen und kosmetische Geheimnisse erfragen. Denn auch die Inselfrauen verstanden es sehr wohl, ihr dunkles Haar in leuchtendes Gold zu verwandeln, und es scheint, als ob die Spanier nach ihren zahlreichen Bemerkungen über die „Rubios" und „Rubias" der Südsee an die Echtheit geglaubt hätten.

So schlugen sich diese so weiblich gebliebenen Frauen durch, schwatzten, lachten, spielten und stritten, halfen ihren Männern bei jeglicher Verrichtung, durchstanden die Taifune und Schreckensnächte, liebten, haßten, heirateten und starben, und waren immer wieder dabei: ein zähes, ein unverwüstliches, ein unverweichlichtes und herzhaftes Geschlecht!

Eine von den vielen, die uns nicht nur gerade noch den Namen und ein trockenes Wissen um ihre Existenz hinterlassen hat, sondern vom Licht der Geschichte etwas plastischer herausmodelliert wurde, ist jene große, eigenwillig und gegensätzlich ausgestattete Natur. Doña Isabel de Barreto. Diese Galizierin hat es sogar vorübergehend zum Admiral gebracht, dem einzigen weiblichen Geschlechts, den die christliche Seefahrt kennt. Ihr Mann war der schon ältliche, tüchtige, vielleicht etwas zu gutmütige Adelantado Alvaaro de Mendana, der schon 1568, damals noch jung und ledig, die Salomonen entdeckt hatte. Jetzt war er im Jahre 1595 aufs neue an der Spitze einer Expedition von Peru ausgelaufen, um seine frühere Entdeckung wieder aufzusuchen und der Krone zu sichern. Wie auf den Philippinen nördlich so sollte jetzt auch südlich des Aequators auf den Salomonen eine spanische Kolonie entstehen. Aber diesmal hatte er sich seine junge Frau mitgenommen und ihr sogar erlaubt, gleich eine ganze Barreto-Sippschaft an Bord zu nehmen, nämlich zwei Brüder und eine verheiratete Schwester mit deren Mann, alle in führender Stellung. So ziehen die vier Schiffe, groß wie Nußschalen, zunächst friedlich und unbehelligt immer weiter nach Westen. Aber obwohl der alte Kurs gesteuert wird — die Salomonen hüllen sich keusch in den Mantel des Geheimnisses und sind trotz aller Kunst nicht mehr aufzufinden. Dafür taucht eine andere Insel duftig aus dem blauen Grund, grün und üppig, hoch und umfangreich und gar nicht weit von den Salomonen entfernt, wie man freilich erst später wußte. Santa Cruz wird sie getauft, und wird in der Tat für alle zu einem Kreuz. Es kommt zu einer Reihe unerfreulicher Zwischenfälle. An blutigem Hader, mehr oder noch an Krankheit und Schwäche gehen in kurzer Zeit 47 Personen zugrunde, darunter auch Mendana selbst. Die Flotte bleibt ohne Anführer. Durch Testament und königliche Vollmacht des Verstorbenen tritt die Witwe in die Rechte ihres Mannes ein und übernimmt als Adelantada die Führung des Unternehmens mit seiner ursprünglichen Mannschaft von 378 Personen. Unter dieser „Mannschaft befinden sich nach dem Original der Schiffslisten an Bord des Flaggschiffs, der „Capitana", allein 15 Frauen, außer den Dienerinnen und Kindern. Eine Andrea de Montemayor ist darunter, eine andere Doña Isabel, Isabel de Jerez, eine Maria de Miranda, eine Ponce, Fustamente, Auleti und wie sie alle heißen. Die eine hat sieben, die andere „nur" vier oder drei Kinder bei sich. Unter den 12 Frauen der „Almiranta", des zweitgrößten Schiffs, entpuppt sich sogar eine Schwiegermutter, neben einer Witwe, Catalina de Barrios, die auch mitwollte und vielleicht wirklich untermegs ihr Glück gemacht hat. Denn 15 Paare haben sich so nach und nach an Bord zum Lebensbunde gefunden, geweiht von einem der begleitenden Franziskanerpater. Die kleinere „Galeota" führte nur eine, die Kapitänsfrau mit, und die „Fragata", der Benjamin der Flotte, nur eine Mutter mit Tochter. So blieben die beiden letzten Schiffchen wohl die frauenärmsten, aber darum wohl auch die friedlichsten der Expedition. Im ganzen zählt man also rund 30 Spanierinnen, neben einer ganzen Anzahl von Mulattinnen, Indianerinnen, Negerinnen, die als Waschfrauen, Ammen, Kindermädchen und Gehilfen aller Art sich nützlich machten.

Was nun von dieser bunten Gesellschaft davongekommen war, sieht man in flechem Zustand einen Monat nach dem Tod des Adelantado aufs neue die Segel setzen, freilich nur, um noch härteren Schlägen die Stirn bieten zu müssen. Aber auf Santa Cruz war es nicht mehr auszuhalten gewesen. Feindschaft, Verzweiflung und allgemeines Elend hatten Doña Isabel gezwungen, ihres neuen Amtes energisch zu walten und auf hoher See in neuer Spannung der Kräfte das Heil zu suchen. Aber der Ozean ist stärker. Bald gehen die drei andern Schiffe mit Freunden und Verwandten an Bord auf Nimmerwiedersehen verloren und damit zugleich unersetzbare Vorräte an Medikamenten und Lebensmitteln, Instrumenten und Handwerksmaterial. Aechzend, mürbe und trostlos schaukelt nur noch das Flaggschiff einsam dahin und sucht mit allen Mitteln die Philippinen zu gewinnen, die einzige Rettung, die übrig bleibt. Und nun mächt diese Frau trotz aller Beschränkung ihres heftigen Charakters zu seltener Größe empor, trotz aller Menschlichkeiten geadelt durch das Erleiden unerhörter Strapazen, die dennoch am Ende gemeistert werden. Nie war ja dieser Weg noch befahren worden, Karten fehlten, nicht einmal die Lage des Ausgangspunktes in der Weite der verwünschten Gewässer war sicher auszumachen, da war das Ziel verfehlt und die Berechnung versagt hatte. Wo alle Hilfsmittel aus der Hand gefchlagen wurden, müssen es der seemännische Instinkt des Piloten und der eiserne Wille dieses Vollweibes schaffen. Beide hatten nie die Küsten der Philippinen gesehen, mehr aufs Geratewohl wird die Richtung über den Daumen gepeilt, so ziemlich „al buen tun-tun". Dazu nimmt das Elend an Bord grauenhaft zu, die Stimmung der Leute sinkt bis auf den Grund apathischer Todessehnsucht, die Gereiztheit kennt keine Grenzen mehr, oft muß man 4 Tote an einem Tage ins Meer werfen, kein Tropfen fällt, ein Achtel-Liter Wasser ist die Tagesration und ein winziges breiiges Gemisch dunkler Herkunft, in Salzwasser angerührt, aber immer noch „Tortilla" genannt. Dann prasseln die zerfaulten Segel aufs Deck, der Großmast bricht und reißt im Sturz den halben Bugspriet mit, Wasser dringt an allen Enden durch Ritzen und Löcher, kaum bleibt ein trockener Fleck, an Ausbesserungen, und seien sie noch so lebenswichtig, denkt schon lange niemand mehr. Es fehlt ja an allem und jedem. Und die Kräfte sind zu Tode erschöpft, kaum, daß eine Hand sich rührt, um die Pumpen oder die Toten über Bord zu schwingen!

Und dennoch, dennoch haben sie's geschafft! Der oft fast grausame Wille dieser Frau, der rätselhafte, letztlich unbesiegbare Selbsterhaltungstrieb, die ruhige Meisterschaft des Piloten, Pedro Fernandez de Quiros, und hinter allem die unerschütterliche Autorität des Königs und der Madonna, sie zwingen den stabilen Kiel des Schiffs immer weiter nach Norden, mit jeder dürren Stunde mehr dem Ziel entgegen. Nach bitteren Erfahrungen in den Ladronen, wo man so nebenher noch Neuland entdeckt, nach einer unwahrscheinlichen Odyssee von fast Monaten am Rande des Todes steuert in der Tat das zum Wrack geschlagene Schiff eines Tages in die Bucht von Manila ein. Das Werk ist vollbracht, die Rettung geglückt!

Daß dieses tolle Schiff, dieses Weib und diese Kerle bei ihren Landsleuten Furore machen, daß tausend Hände sich helfend regen und die Häuser sich gastlich auftun, nimmt nicht wunder. Von der „Bounty" und Pitcairn und Captain Bligh spricht später die ganze Welt, von dieser Tat kein Buch und kein Film. Nur die Herzen der Philippiner schlagen für eine Weile hoch. Bald finden denn auch die wackeren Meerfrauen, so unverhofft aus mörderischem Schlund an Land gespühlt, ihren Freier, soweit sie noch oder wieder frei waren. Auch Doña Isabel heiratet wieder, einen General und entfernten Verwandten ihres ersten Mannes, Don Fernando de Castro. Mit ihm schifft sie sich nach einem Jahr nach Mexiko ein, wieder auf der alten, treuen Capitana, mit Namen „San Jeronimo", und wieder mit Quiros als Piloten, dem seine kindliche neuen Herrin nicht immer leicht gemacht wurde. Auch Treue gegen den verstorbenen Adelantado von der ein anderes Schiff, das Postschiff sozusagen, fährt gleichzeitig ab, wird aber im Sturm mit gebrochenem Ruder nach Japan verschlagen und dort beschlagnahmt. Das ist ein Roman für sich. Quiros aber bringt die „Jeronimo" nach unbeschreiblichen Widerständen, auch aller Götter des Nordmeeres nach Kalifornien Küste und nach Mexiko durch, wo Doña Isabel, mehr tot als lebendig, am 11. Dezember 1597 in Acapulco das feste Land betritt. Peru-Salomonen-Philippinen-Mexiko, das ist der Ausschnitt aus diesem Frauenleben, auf dem das Licht der Geschichte liegt. Was vorher war und nachher geschieht, versinkt im Dämmer, von einigen matten und nüchternen Reflexen abgesehen, die nicht mehr zur „Ikme", wie die Griechen sagten, d. h. zur Kurve der höchsten und eigentliche Sinnerfüllung eines Lebens gehören.

Und so war es bei ihnen allen, den vielen Unbekannten und Ungenannten, die oft nach Jahren erst wieder an heimatliches Land gingen, krank und müde, mit großen und schweren Erinnerungen, mit frischen und vernarbten Wunden an Leib und Herzen, mit leuchtenden Bildern einer weiten Welt, eines mächtigen, stolzen Vaterlandes, innerlich ungebrochen an Mut, den Traum neuer Taten in der Seele, und tapfere Söhne im Blute. So gingen sie von den Planken, die ihnen Heimat, Leben und Schicksal waren. Niemand feierte ihren Löwengeist, keine Reporter stand am Pier, kein Blitzlicht flammte auf, kein Bild in Großaufmachung, keine Rekordmeldung oder Sensation rauschte durch die Welt. Nein, so wie sie gekommen und aufgetaucht, schlicht und unerkannt, so gingen sie auch wieder in der Menge unter, ohne Aufheben, unbewußt um die eigene Leistung, im verborgenen Charme einer ganzen Tat. Und so, unauffällig und im Glanze einer unsichtbaren, aber umso stärkeren Nachwirkung, so gingen sie auch ein in die große Geschichte ihres Volkes, und leuchten lange noch zurück.

Gewiß, ein kleines Zimmer nur im Madrider Heeresmuseum, das heute an solches Frauentum erinnert. Aber jener leise Raum in der Ecke liegt in Wahrheit an der Ecke des bedeutsamen Geschehens. Er wölbt sich dem Wissenden zu hoher Ehrenhalle, durch die alle schreiten müssen, die zu den Sälen des Männerruhmes eilen.

CITY-WÄSCHE
Spezialgeschäft
für Damen- und Herren-Wäsche
Große Auswahl, preiswert und beste Qualität
„Schmidhof", Löwenstraße 2, Zürich 1
Tel. 23 63 52

Schweizerischer Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege

Kürzlich versammelten sich in Aarau 23 Lehrerinnen vom Berufsverband anerkannter Ausbildungsstätten für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege, darunter drei Delegierte aus der Westschweiz. Unter Leitung der Zentralpräsidentin, Frau Dr. E. Zimmermann-Trog, Thun, befaßten sie sich zur Hauptsache mit Schulfragen. Der Schwesternmangel ist auch in dieser Berufskategorie groß, so daß die vakanten Stellen in Spitälern, Heimen und Privathäusern zum kleinsten Teil besetzt werden können. Die Anmeldungen für die Berufslehre gehen zurück, obschon die Arbeitsbedingungen in den letzten Jahren bedeutend verbessert worden sind. Es stellt sich die Frage, ob durch Herabsetzung des Eintrittsalters Abhilfe geschaffen werden kann, und man beschließt unter dem Zwang der ge-

riri
gute Reissverschlüsse

12. Musikalischer Ferienkurs Braunwald

Thema:

Meisterwerke der Kammermusik und des Liedes

Es ist keine Selbstverständlichkeit, wenn während und nach schwerer Kriegszeit ein künstlerisches Unternehmen bestehen und glücken kann. Fräulein Dr. Nelly Schmid, Zürich, hat es fertig gebracht; sie gründete die Gesellschaft der Musikfreunde Braunwald und wußte diese alljährlich durch unermüdlich initiative Tatkraft für die jeweiligen Kurse neu zu begeistern. Auch diesmal fanden wir uns zusammen in treuer Verbundenheit, nicht allein unter uns Zuhörern, sondern auch den uns teils wohlbekannten Künstlern gegenüber. „Solche Gemeinschaft," so führte einmal unser hochgeschätzter Referent Prof. Dr. Paumgartner aus Salzburg aus — „war im 19. Jahrhundert durch die Entwicklung öffentlichen Konzert- und Theaterlebens verloren gegangen". Wir sind der Gründerin unserer Gemeinschaft sehr zu Dank verpflichtet, daß sie als Erste in unserem Land Musikkurse einführte zu täglicher Kontaktnahme zwischen Ausführenden und Teilnehmern. Diese beglückende Art der Feriengestaltung wurde inzwischen im ganzen Schweizerland, teils bis in die Einzelheiten der Durchführung nachgeahmt. Nichtsdestoweniger genießen wir Braunwaldfreunde Jahr für Jahr die reichhaltig interessanten Darbietungen eines erlesenen Programmes. — In seinen Vorträgen bot Prof. Dr. Paumgartner eine kulturelle und kunstgeschichtliche Rundschau, von der Entwicklung der Kammermusik und des Liedes her gesehen. Geist- und humorvoll, aus umfassendem Wissen und praktischer Erfahrung heraus, legte er die großen Zusammenhänge dar, aus denen die europäischen Musikepochen hervorgingen. Deren Darstellung folgte jeweils die Ausführung entsprechender Werke. Außer diesen täglichen Matinees und den öffentlichen Konzerten (worunter eines zu Gunsten des Sanatoriums) wurden auch die Sonderkurse gern besucht. Dabei befaßte sich unser Referent mit künstlerischer Liedgestaltung, während das Pariser Calvet-Quartett auf fesselnde Art die Kunst des Ensemble-Spiels behandelte. — Diese Musiker, zu großen Tourneen nicht allein auf unserm Kontinent allerorts engagiert, sondern bereits auch nach Amerika verpflichtet, weisen außerordentliche Qualitäten auf. In engster künstlerischer Verbundenheit offenbaren Sinn und Geist alter und neuer Werke; von ihrem beseelten Spiel geht oft ungewöhnlich geheimnisvolle, dann wieder orchestrale Klangwirkung aus; jeder Komposition verleihen sie den gebührlichen Wert und Ausdruck, sei es im Sturm und Drang der Leidenschaft, sei es in stiller Andacht oder Wehmut. — Hingerissen von solchem Musizieren, fügen sich auch andere Künstler bedeutungsvoll in dieses Ensemble sympathischer Musiker und Menschen. So paßte der junge, preisgekrönte Neuenburger Flötist G. A. Nicolet herrlich zu seinen jeweiligen Partnern, desgleichen der Oboist Marcel Saillet und der Klarinettist Emil Fanghänel, beide vom Zürcher Tonhalleorchester. Auch von dem Basler Primgeiger R. Felicani wurde, solistisch oder im Ensemble alte und neue Kammermusik prächtig interpretiert. — Eine gewichtige Aufgabe hatte unser Meisterpianist Adrian Aeschbacher; er wirkte, teils abgelöst durch Dr. Nicolet Senior, als feinsinnig mitgestaltender Begleiter der Solisten und Ensembles und fesselte durch glänzende Wiedergabe einzelner Klavierwerke. — Die Liedkunst war vertreten durch die Luzerner Konzertsängerin Luccia Corridori, sowie durch Serge Kotschubey (Florenz). Beide, Sopran und Baß-Bariton zeichneten sich durch schöne Stimmen und künstlerisch hochstehende Werkgestaltung aus. Ihnen zugesellt waren der Tenor Snijef (Prag) und die junge St. Galler Sopranistin Mary Jakob-Gimmi; sie alle taten ihr bestes, um unserm Musikkurs zu dienen; zu dessen erfreulichem Gelingen trug Prof. Dr. Paumgartner das wesentliche bei, nicht allein als geist- und humorvoller Referent, sondern teils auch noch als ausgezeichneter Liedbegleiter. — Unsere umsichtige „Vorsteherin" Dr. N. Schmid, versteht es mit ihrem Sinn für Humor, auch fröhliche Veranstaltungen zu inszenieren; dabei genießt sie und ihr segensreiches Werk die tatkräftige Sympathie eines besondern Gönners: der Glarner Regierung, welche sich stets beim gemeinschaftlichen Bankett vertreten läßt. — Braunwalds großartig-romantische Bergnatur bildet einen idealen Rahmen für unsere Musikkurse, welche uns in reicher Abwechslung große Tonmeister oder dann Zeitströmungen der Kunst nahe bringen. — Gemeinsame Wanderungen und Plauderstunden verleihen dem Ganzen jeweils den Reiz und Wert unvergeßlichen Erlebens. (Zusammenfassung der Vorträge folgt.)

H. Lr.

Trugbild

Ein Sommertag. Ich lag im Gras
Und dachte nach. Ich weiß nicht was.
Wohl über Menschen Los und Glück
Und faßt' im Wort davon ein Stück.
Da schaut ich plötzlich ungewillt
In meines Ringes Steines Bild.
Im schwarzen, glatten Edelglas
Bewegt sich leise grünes Gras.
Die Halme stehn und wiegen sich.
Die Blumen wehn so königlich,
Und wenn ich leicht den Finger dreh'
So taucht empor ein blauer See.
Ein kleines, tiefes Wunderland
Umfaßt des Steines goldner Rand.

Ich habe später mich gefragt,
Was dieser Spuk mir wohl gesagt.
Ich glaub' ich weiß: Du siehst ein Glück
Und sinnst und denkst — und kommst zurück.
Du findest dann in deiner Näh'
Den tiefen, grasumkränzten See.
Der dir aus fremdem Glas erglänzt,
Von Gold umrandet und begrenzt.
Doch wüßtest du, wie's wirklich ist,
Du fähst, daß du betrogen bist.
Die Halme steh'n im offnen Feld.
Die Bläue ist das Himmelszelt.

Hertha Lüthi.

genwärtigen Lage junge Mädchen, die die nötige Reife besitzen, vorübergehend mit 19 Jahren, anstatt erst mit 20, in die Schulen aufzunehmen, trotzdem durch langjährige Erfahrung bestärkt, lieber am bisherigen Modus festgehalten worden wäre. Einstimmig wird befürwortet, der zweijährigen Lehrzeit ein drittes, sogenanntes Verwährungsjahr anzugliedern, währenddem die Schülerinnen in gewissen Spitälern und Heimen ihr Wissen erweitern und festigen können, unter Beziehung eines Gehaltes, das sich demjenigen der fertigen Schwestern nähert.

Gegenwärtig findet in Bern der fünfte vom Berufsverband, diesmal in Verbindung mit der Bildungsstätte für soziale Arbeit, durchgeführte Säuglingsfürsorgerinnenkurs seinen Abschluß. Während drei Monaten sind 32, aus allen Teilen der Schweiz stammende, Wochen- und Säuglingspflegerinnen, Mitglieder des Verbandes, durch geeignete Dozenten in das Gebiet der Fürsorgearbeit, im besonderen dasjenige der Säuglingsfürsorge und Mütterberatung, eingeführt worden. Dem theoretischen Teil folgt nun ein dreimonatliches Praktikum in einer der verschiedenen Säuglingsfürsorgestellen des Landes. Der Schweizerische Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege hofft durch die Bereitstellung von gut ausgebildetem Personal den Bestrebungen der offenen Säuglingsfürsorge zu dienen und wünscht, daß jede der Kursteilnehmerinnen möglichst bald das ihren neuerworbenen Kenntnissen entsprechende Arbeitsgebiet finden möge.

M. R.

Kleine Rundschau

Aus dem Weltbund der Pfadfinderinnen

Der Weltbund der Pfadfinderinnen hat eine erste Equipe ausgerüstet, die nun während zwei Monaten in Oesterreich arbeiten konnte. Die Pfadfinderinnen Irland's haben dem Weltbund einen geschlossenen Lastwagen geschenkt, der dann in London, am Sitz des Weltbüros, noch mit allem nötigen Material, Feldbetten, Zelte, Kochausrüstung, Uebungsmaterial, Bücher und vieles andere mehr, für die 2—3 monatige Reise ausgerüstet wurde. Die Equipe bestand aus einer englischen, einer irischen und einer französischen Führerin. Durch Frankreich und die Schweiz ging die Fahrt direkt bis nach Klagenfurt, wo als Equipen-Leiterin, die Zürcher Hauptführerin sie erwartete. Die Reise durch Oesterreich verfolgt einen doppelten Zweck, gilt es doch einerseits den vielen noch immer zu den displaced persons in Oesterreich zählenden Pfadfinderinnen Hilfe zu bringen und anderseits auch den österreichischen Pfadfinderinnen selbst neuen Mut zu geben und Anregungen zu bringen.

Preisausschreiben der Aargauischen Mundartbühne

(Mitg.) Auf die Ausschreibung der Aargauischen Mundartbühne zur Erlangung bühnenreifer Stücke sind 29 Arbeiten eingelaufen und von der Jury unter dem Vorsitz von Herrn Geseler geprüft worden. Mit dem ersten Preis von 800 Fr. wurde Jakob Stebler, Bern, für sein Stück „Landdienst" ausgezeichnet; einen zweiten Preis im gleichen Rang wurde Frau Mathilde Lejeune, Kölliken, für das Spiel „D'Magd" und Jakob Stebler für seine politische Komödie „Marsch uf Bern" zugesprochen, während Adolf Hallers „Wunderdoktor" und Hermann Wehrlis Spiel „De Glücksbrief" gleichrangig mit einem dritten Preis ausgezeichnet wurden.

Die Frau im diplomatischen Dienst
Holland

An Freifräulein P. J. C. Schimmelpenninck ist für ihre Arbeit und für die Dauer ihrer Anstellung an der Gesandtschaft in Washington der persönliche Titel „Ambassadesekretär" zugesprochen worden.

Freifräulein Schimmelpenninck war Privatsekretärin des bekannten Ministers van Kleffens, welcher jetzt Ambassadör in Washington ist. Sie hat noch immer diesen Posten inne und hat wegen ihrer trefflichen Arbeit den Titel erhalten. W. W. F.-D.

Moderne Jugend

Es wird über die Nachkriegsjugend vieles geklagt. Oft leider nicht ungerechterweise. Es gibt aber auch ganz andere Symptome. Auf der bekannten Insel Walcheren, die durch alliierte Bombardements so schwer getroffen wurde, damit Europa befreit werden könnte, graben momentan 250 Studenten von verschiedener Nationalität um den von Meereswasser über den einst fruchtbaren Boden gespülten Sand zu entfernen. — Achteinhalb Stunden täglich wird gearbeitet und „sie arbeiten wie Pferde", sagt der aus Arbeiterkreisen stammende Aufseher.

Auf einer anderen Insel in der Provinz Zeeland arbeiten hundert Studentinnen verschiedener Nationalität, um die Beerenernte zu lesen. Die Unterrichts- und der Wiederaufbauminister sind hingefahren und haben der studierenden Jugend den Dank des Landes gebracht. W. W. F.-D.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Händeschonen
Suber
auswechselbarer Geschirrwascher
Der praktische Helfer ermöglicht es, kochend heiss abzuwaschen, spart Heisswasser (Gas!), arbeitet rascher, schont Ihre Hände und verhütet Gicht und Rheuma.
Gesetzlich geschützt.
Es gibt auch auswechselbare Abstauber, Tapetenwischer, Radiatorenputzer und Flaumer. Erhältlich in Haushaltgeschäften.
Sämtl. Art. sind patentiert.
Fabrikation L. Schmid, Weltstr. 5 Zürich 2

Detektiv Lier
Streng diskret - Erstes Spezialbüro lüftet alle Geheimnisse
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 b/Bahnhof
ZÜRICH 1
a. Detektiv d. Stadt Zürich u. Fremdenpolizei
34 Jahre Praxis

Inserate im Schweizer Frauenblatt haben Erfolg

AROMI-ZWIEBELSAFT
für jedermann unentbehrlich!
AROMI-ZWIEBELSAFT
ist aus frischen Speisezwiebeln hergestellt und im Gebrauch wie frische Speisezwiebeln.
Warum denn noch Zwiebeln rüsten?
AROMI-ZWIEBELSAFT
würzt besser und schmackhafter. Kein aufdringlicher Zwiebelgeruch mehr
Hören Sie die Urteile:
Was sagt ein Arzt, eine Autorität in Ernährungsfragen?
Herr Dr. med. Franklin Bircher:
Wir haben mit dem AROMI-Zwiebelsaft sehr gute Erfahrungen gemacht und sind überzeugt, daß dieses Produkt eine große Zukunft haben wird, ist es doch im Gebrauch wie frische Zwiebeln.
Was sagt der große Meister der Kochkunst?
Herr Ch. Michel, Zunfthaus zur Zimmerleuten, Zürich:
Dieser Zwiebelsaft gibt hauptsächlich den kalten Speisen, wie Mayonnaise, Salatsauce, Hors-d'œuvre, Gemüse- und Kartoffelsalate, einen sehr feinen Geschmack. Dem fertig zubereiteten Risotto geben einige Tropfen Zwiebelsaft ein ausgezeichnetes Aroma. — Dieser Geschmack ist weniger aufdringlich als der Geschmack der gehackten Rohzwiebel. Es handelt sich um ein Produkt, das in jeder Hinsicht reell ist. Dieser Zwiebelsaft wird seinen Weg finden durch seine gute Qualität und praktische Verwendungsmöglichkeit.
Aromi-Zwiebelsaft erhalten Sie in den Lebensmittelgeschäften / Für Großküchen Lieferung von Flaschen für Großverbraucher durch Aromi-Produkte-Vertrieb, Otto Fasler, Wallisellenstr. 258, Zürich 50, Tel. 46 54 78

Um im Sommer nicht schlaff zu werden ... Ovomaltine-kalt ... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wander A. G., Bern

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

obi Raisin
Ein Traubensaft von besonderer Klasse
OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT BISCHOFSZELL

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Bewährte Bezugsquellen

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee
HANS GIGER, BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Telephon 2 27 35

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

A. HUTZLI
Lorrainestrasse 32, Telephon 32 11 3
BERN
Feinbäckerei, Konditorei
„Wir sind dazu da, um uns gegenseitig zu helfen und zu dienen"
das gutempfohlene Vertrauensgeschäft

FÜR GUTE UHREN
BEYER
CHRONOMETRIE ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 31 GEGR. 1800

FREY & CO., ZURICH
Telephon 23 38 43
Conserven, Kolonialwaren, Frischobst
Gemüse und Südfrüchte en gros
Fabrik-Depot für
Lenzburger Conserven

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Brutto 500 Gr.
EIER-HÖRNLI
PAUL HOTZ Teigwarenfabrik A.G.
WILA ZÜRICH
Hotz A.G. TEIGWAREN
sind Vorzüglich

H. Schwarzenbach
Telephon 24 17 14 Zürich 1 Münstergasse 19
Eigene modernste Kaffee-Rösterei
Filiale in Winterthur
Colonialwaren, Conserven
Südfrüchte, Dörrobst, Eier
Bekannt billigste Preise Streng reelle Bedienung

E. Kellenberger Söhne, Zürich
Hohlstrasse 110, Tel. 23 87 96
Landesprodukte, Früchte und Gemüse
en gros